

Leipziger Tageblatt

Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Zeitung-Preis... Der Zeitung und dem... 10 Pfennig...

Vertrauen auf... Die... 10 Pfennig...

Nr. 269. Donnerstag, den 29. September 1910. 104. Jahrgang.

Das Wichtigste.

\* Die 23. Generalversammlung des Evangelischen Bundes... \* Die Unruhen in Moabit... \* Die Einigungsverhandlungen in der Werft...

Moabiter Mob.

Die in Berlin bisher beispiellosen Vorgänge in Berlin-Moabit haben sich aus einem Streik von Kohlenfahrern entwickelt. Seit dem 19. sind die durchweg sozialdemokratisch organisierten „Vorwärts“ Fahrer und Schipper der Kohlenfirma Kupfer & Co. in den Ausstand getreten...

sch, wie immer in solchen Fällen, die aufgeregte Volksmenge und der Janhagel beteiligten. Anderswo heißt es, daß die Arbeitswilligen „schauer Bilde“ ihre Tätigkeit verrichten. „Schauer Bild“ und „provokatorisches Auftreten“? Für den „Vorwärts“ einen sich diese Dinge, die sich gegenseitig ausschließen, ohne weiteres. Er bringt weiter die Zuschrift eines Moabiter Genossen: „Die Polizei ist in der Tat tagelang verhöhnt und gereizt worden wegen ihrer Begleitung Kupferscher Kohlenwagen.“ Das ist also das rücksichtslose Vorgehen der Polizei! Wir glauben zu wissen, daß die Moabiter Exzesse von der überwiegenden Mehrzahl der Berliner Arbeiterschaft entschieden verurteilt werden. Das ändert indessen nichts daran, daß die verlogene Berichtserstattung und Stellungnahme des Zentralorgans der Sozialdemokraten in diesem wie in allen ähnlichen Fällen allein ermöglicht, daß solche Exzesse nicht von dem Unwillen der anständigen Arbeiterschaft im Keime erstickt werden. Und nun diese Exzesse selbst! Wie immer, reichend sich auch hier Feigheit und Rohheit die Hand zum eblen Bunde. In die erste Reihe der Exzessanten werden Frauen und Kinder gestellt, damit sich die Polizei durch die Rücksicht auf die Schwachen in ihrem Vorgehen gehindert sieht. Daß diese Frauen und Kinder durch ständige Schimpfereien den Beamten das Blut heiß machen, versteht sich am Rande. Hinter dieser Schar bauen sich die Leute auf, die mit Pfistersteinen, Bierflaschen und Revolvern im geeigneten Augenblick das Gesecht eröffnen. Familienväter haben dabei ihre Kinder auf dem Arm. So, glauben sie, sind sie gegen jeden rühenden Sabelhieb geschützt. Den Schutzmännchen gegenüber beschränkt man sich auf das Fergeseht. Aber wehe dem Vereinzelten, gegen den sich die Wut der Masse richtet! Ein versprengter Schutzmännchen bricht blutüberströmt zusammen. Die Menge stürzt sich auf ihn. Und nur die Entschlossenheit eines Mannes, der den Ohnmächtigen in den Haussur zerriß und die Tür schnell zuschloß, rettete ihm das Leben. Denn das schwere Tor widersteht dem Anprall der rasenden Menge. Die Elektrische, in der friedfertig ein Pastor der Reformationskirche nach Hause fährt, wird mit einem Steinhaegel überschüttet. Dem fliehenden Pastor drängt tobend die Menge nach. Er kann gerade noch das Haus erreichen, ehe ihn die Rasenden übermächtig. In eine Gastwirtschaft flüchtet ein Nachmeister. Er entwischt durch ein Hinterfenster. Nun richtet sich die Wut der Menge gegen den Gastwirt und seine Frau. Er wird totgeschlagen, die Frau lebensgefährlich verletzt. Die Straßenlaternen werden ausgedreht oder zerrüttet, die Feuerwehrräder zertrümmert und die benachbarten Feuerwehrräder mit einem Steinhaegel empfangen. Schaufenster werden eingeschlagen und geplündert. Aus den Gastwirtschaften und aus dem sicheren Schutz der oberen Etagen herab grüßt die vorrückende Polizei ein Hagel von Bierseideln und -flaschen, Steinen, Blumenstöpfen. Ein Hexenabbat des Aohes, Feigen und Gemelen. Die Polizei hat sich musterhaft benommen. Nicht einmal der „Vorwärts“ magt bisher, irgendeinen Polizeizug zu melden. Sie hat einen verzweifelt schweren, nervenzerreißenden Dienst. Daß sie sich trotz alledem streng in den Grenzen ihrer Befugnisse gehalten hat, legt ein rühmendes Zeichen für den guten Geist ab, der in ihr lebt. Nur will es dem unparteiischen Beobachter scheinen, daß sie mit dem Ernst etwas zu lange gefaselt hat. In Frankreich unter Herrn George Clemenceau, dem Sozialistisch-Radikalen, und unter Herrn Aristide Briand, dem Sozialisten, ist man in den entsprechenden Fällen mit der Schutzwaffe viel schneller bei der Hand gewesen. Dort verliert man sich, dank ein Jahrhundert langer Erfahrung, besser auf die Unterdrückung von Vöbeln als bei uns. Bei uns, wo vielen noch nicht ausgegangen ist, daß die größte Grausamkeit bei solchen Exzessen in dem laissez aller besteht. Schließlich muß doch einmal durchgegriffen werden. Und gingen ein paar Tage des laissez aller voran, so sind aus den Hunderten der ersten Tage Tausende geworden, die nun die unerbittliche Schärfe der Waffe trifft.

Ueber den Aufbruch in Moabit

wird uns noch aus Berlin telegraphiert: Ein schreckliches Bild der Verwüstung bildet die am meisten vom Aufbruch heimgesuchte Kohler Straße. Auf dem Jahrmarkt lagern am Mittwochnorgen haufenweise Glascherben, Möbelstücke und die Hauptwaffe des Janhagels, die aus dem Pfaster herausgerissenen Steine. Hier und da sieht man auch kleine Lachen geronnenen Blutes. Kaum ein Haus in der ganzen Straße ist unbeschädigt. Viele Fenster sind zertrümmert und die großen Scheiben der Haustüren sind beschädigt. Fast alle Türen und Wände zeigen den Weg, den die Revolverkugeln genommen haben. Vorübergehenden Fremden werden die zerbrochenen Scheiben und die zerfallenen Türen mit einer gewissen Genugtuung gezeigt, und man hört überall Drohungen, daß es in der nächsten Nacht noch ganz anders kommen werde. In den Wohnungen, wo die Kugeln eingeschlagen haben, sieht es wüst aus. Von den Verwandten, die ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen, gaben die meisten an, Mitglieder der Betriebsrentenkasse der Löwenhagel Fabrik und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu sein. Ein großer Teil der Ausbreitenden zog sich in der Nacht gegen 2 Uhr in dem Hof der Löwenhagel Fabrik zurück und wurde von dem Portier, der den Befehl erhalten hatte, das Tor geschlossen zu halten, anstandslos eingelassen. Heute abend wird die Polizei für strenge Bewachung des Tores Sorge tragen. Die Arbeiter von Ludwig Löwe und den anderen Fabriken gingen in der Mittagspause ruhiger als am Vortage nach Hause oder in die benachbarten Kneipen. Die Kohler Straße mißfiel es so viel wie möglich. Von den Löwenhagel Arbeitern erschienen morgens mehrere mit verbundenen Köpfen.

dem Pfaster herausgerissenen Steine. Hier und da sieht man auch kleine Lachen geronnenen Blutes. Kaum ein Haus in der ganzen Straße ist unbeschädigt. Viele Fenster sind zertrümmert und die großen Scheiben der Haustüren sind beschädigt. Fast alle Türen und Wände zeigen den Weg, den die Revolverkugeln genommen haben. Vorübergehenden Fremden werden die zerbrochenen Scheiben und die zerfallenen Türen mit einer gewissen Genugtuung gezeigt, und man hört überall Drohungen, daß es in der nächsten Nacht noch ganz anders kommen werde. In den Wohnungen, wo die Kugeln eingeschlagen haben, sieht es wüst aus. Von den Verwandten, die ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen, gaben die meisten an, Mitglieder der Betriebsrentenkasse der Löwenhagel Fabrik und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu sein. Ein großer Teil der Ausbreitenden zog sich in der Nacht gegen 2 Uhr in dem Hof der Löwenhagel Fabrik zurück und wurde von dem Portier, der den Befehl erhalten hatte, das Tor geschlossen zu halten, anstandslos eingelassen. Heute abend wird die Polizei für strenge Bewachung des Tores Sorge tragen. Die Arbeiter von Ludwig Löwe und den anderen Fabriken gingen in der Mittagspause ruhiger als am Vortage nach Hause oder in die benachbarten Kneipen. Die Kohler Straße mißfiel es so viel wie möglich. Von den Löwenhagel Arbeitern erschienen morgens mehrere mit verbundenen Köpfen. Nachmittags 1/2 3 Uhr begann unter dem Vorsitz des Polizeipräsidenten von Jagow im Polizeipräsidium eine Konferenz, an der mehrere Regierungsräte teilnahmen. Die Chels der Firma Kupfer & Co. waren ebenfalls an dieser Sitzung geladen. Die Polizei hat einen ausführlichen amtlichen Bericht über die Vorgänge in den letzten Tagen herausgegeben. Nach dem amtlichen Bericht über die gestrigen Vorgänge in Moabit sind die Angriffe und Verberleiblichkeiten meistens von dem sogenannten Janhagel wie am Abend vorher, sondern von besseren Arbeitern ausgegangen. Namentlich in der Kohler Straße ist überall der Beweis gefunden worden, daß aus den Hausfluren und Fenstern Revolvergeschosse gegen die Polizei abgefeuert worden sind, namentlich durch die Spalten heruntergelassener Jalousien, worauf die Polizei mit Revolvergeschossen erwiderte. Die genaue Feststellung der Zahl der Verletzten war bisher unmöglich. Kriminalbeamte beschlagnahmten heute das Krankenjournal für Unfallstation, um die Namen der Verletzten festzustellen. Die gerichtliche Untersuchung gegen die festgestellten Beteiligten an dem Tumult ist zum Zweck der Erhebung einer Anklage wegen Aufruhrs, auf den schwere Zuchthausstrafe gelegt ist, eingeleitet worden. Bilder von der Aufruhr geben die Berliner Blätter in ihren spaltenlangen Berichten: In knappen Zwischenräumen hört man bald vorn, bald rückwärts verstreute Schüsse fallen, eine Fenster Scheibe hört man in Trümmern gehen, hört Steinwürfe. Und bald aus diesem, bald aus jenem Hause erschallen aufregende Rufe: „Blut, Hundel! Kommt doch her, wenn Ihr was wollt!“ Zwischen schreie Pfiffe und Rufen mischt mit den verschiedenartigen Ausrufen-Imitationen. Rufen mischen, Hunde bellen, Hähne krähen. Dann wieder Rufe: „Rache! Lausungen!“ Einige Male wird auch der Polizeipräsident direkt apostrophiert, der in seinem Jutinder von der ganzen Straße aus zu sehen ist, da er an der hellbeleuchteten Straßenkreuzung steht. „Kommt doch her, Jagow, halt Du Hunger!“ Zwischen durch immer wieder verstreute Schüsse. Ein paar Minuten lang ist es ruhig, dann läßt der Spud wieder an. „Blut, Hundel!“ leitet einer ein und aus den verschiedenen Häusern sehendern ihm Männer und Frauen, ein ganzer Chorus erschallt. Und bei besonderen Kräftigen ertönt Beifall und Händelklatschen. Und über alledem durch schwarze Hintergründe, die das Auge nicht zu durchdringen vermag. In zwei Destillationen in der Dattenstraße sitzen hinter verschlossenen Kolläden Dinen und zweifelhafte Gesindel. Sie wollen dort warten, bis auch ihre Zeit kommt, bei der allgemeinen Aufrührung irgendwo in Trüben zu sitzen. Die Lokale sollen ausgehoben werden. Ein kräftiger Griff und die Kolläden fliegen hoch. Kreischende Weiber. Blah steht der Wirt mit der Schnapsflasche in der Hand. Die tapferen Beschützer der Dainen sind in das dunkle Hinterzimmer geflüchtet. Hier im Dunkeln wächst ihnen wieder der Mut. Man hört etwas brechen. Sie bewachen sich mit Stuhlbeinen. Jetzt arbeitet der Polizeilabel. Doch keiner der „Blauen“ verliert die Beherrschung, nur flache Hebe legt es. Der brennende Scheiterhaufen. Die Pause war nur die Ruhe vor einem neuen Sturm. Im Schutze der Dunkelheit haben die Exzessanten mitten in der Kohler Straße Holzstücke gesammelt, auf einen großen Haufen gesammelt und mit Petroleum übergeben. Jetzt wurde der Holzhaufen angezündet und plötzlich löste eine mächtige Flamme zum Himmel empor, die die ganze Straße in rote Glut tauchte. Und in dem großen Scheine des Feuers sah man einige Exzessanten die Flucht ergreifen und in den Häusern verschwinden. Ehe die Berittenen und die Schutzleute zu Fuß herangekommen waren, da waren die Exzessanten auch schon verschwunden. Die Feuerwache, die von dem Wirt in dieser Nacht mehrmals schon mutwillig alarmiert worden war, mußte jetzt von der Polizei herangerufen werden, um das Feuer zu löschen. Als der Brand

erstickt war, lagen auf der Straße verbrannte Reste von Matrasen, Beilen und Beilen. Die Arbeit der Feuerwache wurde von den Häusern aus mit höflichen Rufen und Lachen begleitet. Das Anzünden des Feuers sollte anscheinend dazu dienen, die Schamlosigkeit abermals anzuloden. Soweit sich bisher feststellen ließ, hatte man zum Herrichten des Scheiterhaufens, der eine Fläche von etwa zwei Quadratmeter einnahm und ziemlich hoch aufgeschichtet war, eine Kindermatratze verwendet. Die Flamme schlug blitzartig in die Höhe und reichte bis ungefähr zum zweiten Stock der Häuser hinauf. Die verbrannte Masse bestand aus Kisten, Stroh und Lumpen. Es scheint als ob endlich Ruhe eingetreten wäre. Da, mit einem Male lobert mitten auf der Straße ein Feuer auf. Die Feuerwache soll alarmiert werden. Leichter gelacht als getan. Die Alarmapparate haben abgefeuert werden müssen, da in der vorigen Nacht zwei Löwenhagel damit getrieben worden ist. Ein Radfahrer wird abgehandelt, und bald darauf wird es hell in der Kohler Straße. Der Automobilzug erscheint. Beim Scheitern der elektrischen Laternen löst sich erst recht das Bild der Verwüstung überhauen. Allmählich tritt Ruhe ein. Zwei Beamte der Wache und Schließgesellschaft kommen langsam die Straße entlang. Aus Paris, 28. September, schreibt uns unser dortiger Korrespondent: Man glaubt etwas „trachen“ zu hören, und der „Tempo“ behauptet, es sei in der Armee. Auch da scheint in letzter Zeit vieles morisch und unwillig geworden zu sein, was man für sehr und gesund hielt. Freilich meinte man daselbst von der Marine, bis eines Tages erwiderte, daß die Republik im Vergleich zu anderen Großmächten eigentlich gar keine Marine mehr habe. Die parlamentarischen Zustände, die einander auf dem sonst mit Komitaten besetzten Ministerposten abtöteten, hatten in kaum einem Jahrzehnt die französische Kriegesflotte von der ersten auf die letzte Rangsstufe heruntergebracht. Nach solcher Erfahrung ist es doppelt erstaunlich, daß man bezüglich des Landesheeres daselbst unheimliche Experimente machte. Ein Kameraderputierter namens Chéron, natürlich ein Sozialistisch-Radikaler, wurde dem Kriegsminister als Unterhauptsretar zur Seite gestellt und begann sofort als Reformator zu wüten. Zunächst sorgte er für das leibliche Wohlergehen der Soldaten, für weiche Betten und verfeinerte Küche, für warme Socken und sinnere Instandhaltung, überhaupt für Hygiene und Komfort in den Kasernen. Dann kam die geistige Erziehung der Rekruten an die Reihe. Die jungen Vaterlandsvorkämpfer sollten Bildung und Schluß erhalten und mit allerlei Kenntnissen ausgerüstet werden, die ihnen im späteren Leben nützlich werden könnten. Zu diesem Zweck mußten ihre nächsten Vorgesetzten ihnen lehrreiche Vorträge halten, Vorträge und Hauptstücke mußten sich in Prosefloskeln verwandeln, die Kaserne wurde zu Volksuniversität, die Nachhilfe zum akademischen Examen geübt. Das Unterrichtsprogramm ist von ersterlicher Schwelgerei und Mannigfaltigkeit, denn es umfaßt „Genossenschaftswesen und Volkswirtschaft, Bienenzucht und Champignonzucht, Bereidung der Obdübungen und Moral im bürgerlichen und politischen Leben.“ Der gut ministerielle „Tempo“ ist es, der diese verkehrten Unterrichtsgegenstände aufhört. Die Wille ist allerdings nicht vollständig, sie umfaßt nach Duhende ebenso interessanter Materien, insbesondere — die dramatische Literatur. Seit einigen Jahren ist man bemüht, in jedem Regiment eine Liebesbühne heranzubringen, in jeder Kaserne eine Schaubühne zu unterhalten. Zwar ist Herr Chéron nicht mehr an der Spitze dieser militärischen Reformbewegung, denn er hat beim letzten Ministerwechsel aus der Kriegsverwaltung zur Marine übergetreten müssen, immer als Unterhauptsretar, liebesbühnenbildend. Aber sein Geist waltet auch im Heere weiter, und sein Amtsnachfolger, wieder ein Sozialist, der jugendliche Sarraut, wandelt selbstbewußt auf Chérons Spuren. Die Folge ist, wie nach vielen anderen Radikalmännern nun auch ein militärischer Mitarbeiter des „Tempo“ unwillig bemerkt, daß in den französischen Kasernen alles möglich geübt und getrieben wird, nur nicht das eigentliche Waffenhandwerk. Der Hauptmann verbringt seine ganze Zeit als Geschichtsführer des Kompaniekorps; denn er weiß, daß diejenige Kompanie, die den höchsten Umlauf und die nützlichsten Wunden erzielt, als die beste im ganzen Regiment angesehen wird. Die Vorträge müssen Vorträge halten oder mit ihren Leuten kleine Studienfahrten unternehmen, sie in Wäldern oder botanischen Gärten, in Giechereien oder Spinnereien, in Walzwerken oder Maschinenfabriken herumführen. Kurzum, man will den Soldaten zum Bürger erziehen und erzieht dabei, daß man den Rekruten um Soldaten ausbilden sollte.“ Auch nach in anderer Weise treibt der demokratische Humanitarismus sein Unwesen: die Uraufsätze willigen, ehemals eine ausnehmende Genuß, sind Regel und Recht für alle geworden. Am Sonnabendvormittag hört jeder Dienst auf, die Mehrzahl der Leute verläßt die Kaserne, um erst am Montag zurückzukommen. Von der Eisenbahnfahrt, von längerem Aufenthalt oder einfach vom Wummel ermüdet, sind sie zunächst ein wenig zu gebunden. Der Hauptmann läßt sie auslocken. So hat sich auch beim Volk in Waffen die Feier des „Namen“ Montags einbürgert, und von den Leben Tagen der Woche gehen regelmäßig drei für den Dreck verloren. Für die Schließungen, für die Vorbereitung auf den Felddienst verbleiben, wie der „Tempo“ seinen Lesern genau vorrednet, nicht mehr als ledig Tage im Jahre. Und die ganze militärische Lehrzeit ist für sämtliche Waffengattungen auf zwei Jahre herabgezogen.

Seltames aus der französischen Armee.